

(Nachdruck verboten.)

## 88] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525  
Von Robert Schweichel.  
(Schluß.)

Frau Wieland that am anderen Morgen des Vorwandes wegen ein Paar Kühner in ihren Korb und machte sich mit einer Fülle von Aufträgen an die Krämer auf den Weg. Um Mittag entlud sich ein Gewitter über dem Walde, das sich zwar bald verzog, aber der Regen dauerte fort. Der Schuß, den die Wipfel der alten Tannen, Buchen und Eichen gewährten, hielt nicht lange vor und das Raß der Wolken drang in alle Zelte und Hütten. Da suchte denn ein jeder sich zu schirmen, so gut er konnte, und man vernahm im Lager kaum ein anderes Geräusch als das Rascheln und Rieseln des Regens. Hier und dort zündete einer Feuer an, um sich zu trocknen; aber es gab mehr Qualm als Hitze. Der alte Neuffer, der mit Kaspar eine Reisighütte theilte, saß auch bei solch' einem mürrischen Feuer. Kaspar hatte sich in der Hütte auf das Lager von Blättern und Moos gestreckt und eine Pferdebede über sich gebreitet. Er dachte an Rätthe, an Hans Lautner, an Simon, den langen Lienhart, Florian Geyer. Das war ein trauriges Denken bei dem steten Veriesel und dem Plätschern des Regens. Blöthlich verdunkelte sich der Eingang und eine Stimme fragte: „Schlafst?“ Es war Rätthe, die zum Schuß gegen den Regen ein Tuch über Kopf und Schultern geworfen hatte. Kaspar sprang auf. „Ist das ein Wetter,“ sagte sie, in die Hütte tretend. „Und wie wird's erst im Herbst sein?“

„Da seid Ihr wohl schon längst wieder in Ohrenbach,“ tröstete er und schob ihr von den beiden vorhandenen Strohschühlen einen hin.

„So gewiß ist das doch noch nit,“ erwiderte sie und legte das Tuch ab. „Der Markgraf ist freilich abgezogen, es heißt aber, daß iht der Rath auf eigne Faust sein Mütchen kühl. Den Fritz Wöllner soll er auch haben hinrichten lassen.“

„Sie ist also aus Rothenburg zurück, die Wielandin?“ fragte Kaspar gespannt.

Rätthe bejahte. „Sie hat was Schreckliches in Rothenburg gesehen,“ sagte sie. „Der Pfarrer Stöcklein aus Neusiß —“

Kaspar unterbrach sie: „Ich kenn' ihn, ich bin in seinem Haus gewesen und hab' von seinem Brot gegessen und von seinem Wein getrunken. Er wollte nicht mit ausziehen, sondern seine Gemeind' in der evangelischen Freiheit unterrichten!“

„Die Wielandin sah ihn am Pranger stehen,“ fuhr Rätthe mit leise bebender Stimme in ihrem Berichte fort. „Gebrandmarkt ist er auf beide Backen, und mit Nuthen haben sie ihn gestrichen und nachher ins Elend gestoßen.“

„Gerechter Gott!“ rief Kaspar entsetzt. „Aber mein Vater, Rätthe? Mein Vater?“

Sie sah ihn mit einem tief mitleidigen Blick an und es wollte ihr beinahe der Muth versagen, ihm die Vorkchaft auszurichten, welche sie nur der Schmiedin abgenommen hatte, um sie ihm schonender mitzutheilen. Zögernd sagte sie: „Die Frau hat sein Haus nit gefunden — blos den Ort, wo es gestanden. Dieweil die Bürger darin ihre heimlichen Zusammenkünfte gehalten haben, so hat's der Rath dem Erdboden gleichmachen und Salz darauf streuen lassen und darf dort nit wieder ein Haus gebaut werden.“

Kaspar lachte wie toll auf. Rätthe erhob sich und wollte nach seiner Hand greifen. Schon rief er jedoch: „Und er hat sterben müssen!“ Er hockte auf seinem Lager nieder und barg das Gesicht in den Händen. Rätthe setzte sich weinend zu ihm, legte den Arm um seinen Hals und flüsterte mitleidig: „Armer Kaspar!“ Eine Weile saßen sie so. Dann ließ er die Hände sinken und sagte mit bitterem Hohn vor sich hin: „Recht muß Recht bleiben, war immer sein Wort. Aber sein Raß war von jeher zu lang für die Geschlechterer, da haben sie's um seinen Kopf kürzer gemacht und jetzt stimm't's.“

„O, Kaspar, red' nit so grausam, ich hab' den Ohm ja auch lieb gehabt,“ bat sie.

Er wandte ihr sein Gesicht zu, sah die Thränen in ihren

Augen und seufzte schwer. Dann blickte er wieder weg und murrte, auf die Erde starrend: „Jetzt bin ich halt heimathlos. Ein Lump auf der Landsträß.“

„Aber nein,“ rief sie nachdrücklich. „Du bleibst bei uns. Und es werden ja auch wieder bessere Zeiten kommen.“

„Das ist nicht, ich muß wieder auf die Wandersträß,“ schüttelte er den Kopf.

„Dann ist's freilich gefehlt; denn Arbeit find't jetzt nimmer. Aber ich laß' Dich nit fort, Kaspar!“ Und ihre Wangen dacht an die seinige drückend, fügte sie leise hinzu: „Ich hab' Dich ja von Herzen lieb.“

Da zuckte er in die Höhe, blickte Rätthe mit groß sich öffnenden Augen an und fragte mit ungewisser Stimme: „Ist's wahr?“ Sie nickte mit dunkelrothem Gesicht, schlang beide Arme um ihn und küßte ihn auf den Mund, und er preßte sie an sich und wollte sie nimmer lassen. Der Wirbelsturm in seinem Herzen machte ihn stumm.

Es hatte unterdessen zu regnen aufgehört und nur von den Bäumen tropfte es noch. Als beide Hand in Hand aus der Hütte traten, leuchtete im Westen über dem Walde die Abendröthe. Die Nachricht, daß Markgraf Kasimir das Rothenburger Gebiet geräumt habe, hatte das ganze Lager aufgeregt. Noch an demselben Abend wurde beschlossen, nach Ohrenbach zurückzukehren. Denn man getraute sich, den Stadtknechten des Rathes im Nothfalle einen erfolgreichen Widerstand leisten zu können.

Demgemäß erfolgte dann auch die Rückwanderung der Ohrenbacher und sie begannen den Wiederaufbau ihrer schrecklich verwüsteten Heimstätten. Der Rath ließ sie auch vorläufig gewähren. Denn er war klüger als die Junker, welche derart verblendet waren, daß sie gegen ihre Hörigen und Hinterlassen mit schweren Gefängniß- und unerhörlichen Geldstrafen, Strang und Nichtschwert erbarmungslos zu wüthen fortfuhren und sich dadurch selbst zu grunde richteten. Die Ehrbaren von Rothenburg sahen bei Zeiten ein, daß sie sich allzutief ins eigene Fleisch schneiden würden, wenn sie dem, was sie Gerechtigkeit nannten, noch länger freiesten Lauf ließen.

Noch ein anderer Umstand zwang sie, ein Auge zuzubrühen. Adam von Thüngen behauptete nämlich, daß die Rothenburger während der Belagerung des Frauenberges in dem Hause seiner Mutter etliche werthvolle Kleinodien geraubt hätten, und forderte dafür von dem Rathe Ersatz. Als Rothenburg diesen zu zahlen sich weigerte, rottete er sich mit vielen adeligen Gesellen, unter denen natürlich Zeisold von Rosenbergh und Philipp von Finsterlohr nicht fehlten, zusammen, fiel in das Rothenburger Gebiet, verwüstete die Fruchtfelder, brannte die Dörfer nieder und trieb die Viehheerden und Bauern fort. Auf Schloß Thüngen theilte er mit den Raubgefallen die Beute. Zuletzt erschien er frech auf den Höhen an der Tauber gegenüber Rothenburg und beschloß die Stadt. Seine Kanonen trugen jedoch nicht so weit und Abrecht von Adelsheim führte ihn von der Burg aus mit den überlegenen Geschützen Rothenburgs so gründlich ab, daß er das Wiederkommen vergaß.

In solcher Noth hatte der Rath den Bürgern die Waffen zurückgegeben und eifrig Kriegsvolk geworben. Allein die Knechte trafen erst ein, als der Junker wüste Fastnacht zu Ende war, und weil sie doch ihr Handgeld nicht umsonst genommen haben wollten, so gingen sie auf Plünderung aus, und die entwaffneten Bauern vermochten sich ihrer nicht zu erwehren. Eine Bande von ihnen dachte auch Ohrenbach einen Besuch zu.

Es war gegen Mittag, als die Sturmglöck' ihn ankündigte. Denn dem Frieden mit Rothenburg mißtrauend, hatten die Ohrenbacher seit ihrer Rückkehr aus dem Walde eine Wache auf den Kirchturm gestellt. Die meisten waren auf den Feldern, um von der Roggenernte einzubringen, was die Soldner des Markgrafen Kasimir in ihrer Wuth auf den Halmen übrig gelassen hatten. Sogleich liefen die Männer mit ihren Sensen und Heugabeln dem Dorfe zu, wo schon die raubgierige Bande den gen Rothenburg führenden Eingang, dessen verbrannte Forts und Schanzpfeile noch nicht erneuert worden, zu bestürmen begann. Sie stieß aber auf einen hartnäckigen Widerstand; denn die im Dorfe Zurückgebliebenen, selbst Greise, halbwüchsig' Knaben und Weiber,

Hatten auf das Glockenzeichen die Wehren von den Wänden gerissen, Rätze den Spieß ihres Vaters, und sich den Lanzknechten entgegengeworfen. Konz Hart, der eben auf der Tenne vom hochbeladenen Aufswagen die Garben Kaspar und Rätze auf dem Fruchtboden zugereicht, kämpfte mit seiner Heugabel unter den Vordersten. Rätze führte neben ihm mannhafte den Spieß, während Kaspar vor allem darauf bedacht war, sie mit seinem langen Stoßdegen zu decken und Wendel Haim nebst etlichen Schützen hinter der Dornhecke unter die Lanzknechte feuerte. Zur höchsten Wuth entflammt, drangen diese mit wildem Geschrei vor und es wäre jetzt trotz Kaspar's Aechtbarkeit um Rätze geschehen gewesen, wenn Konz Hart nicht mit seiner Gabel den auf ihre Brust gerichteten Spieß bei Seite geschlagen hätte. In demselben Augenblicke — es war für das Hauslein der Bertheidiger die höchste Zeit — fielen die von den Feldern herbeieilenden Bauern mit ihren Senfen und Heugabeln den Lanzknechten in den Rücken und zwangen sie, schleunigt Fersengeld zu geben, ein paar Todte zurücklassend. Aber auch die Ohrenbacher hatten einigen Verlust zu beklagen. Ein Flammberg hatte Konz Hart den Schädel gespalten, indem er den Tod von Rätze abwehrte. Ein Grab in seinem Heimathdorfe, aus dem ihn die Herren ausgetrieben, war alles, was der unglückliche Hürige sich erkämpft hatte. Rätze hatte ihm nur noch durch einen Blick danken können.

Es war ein öffentliches Geheimniß, daß der Bischof Konrad seinem Vetter das Geld zu dem Rache- und Raubzuge gegen Rothenburg gegeben hatte. Die Zeit der Abrechnung der Sieger untereinander war angebrochen. Das Kommende warf seine umheimlichen Schatten voraus, auch über den Glanz, mit dem Erasmus von Muslor jetzt die Vermählung seiner Tochter mit dem obersten Stadthauptmann Albrecht von Adelsheim feierte. An der Wand des Hochzeitsaal's stand als ein Meise Tefel in blutiger Schrift von der Hand Stephans von Menzingen der Namen des Markgrafen Kasimir von Brandenburg. Zwar hatte er Stephans und der beiden Geistlichen Köpfe ihren erbitterten Feinden für die Liebeshuld der schönen Gabriele preisgegeben, aber das machte die ihm zugefügten Beleidigungen nicht wett. Rothenburg mußte sie ihm mit der Abtretung der im Nischgrunde gelegenen Dörfer und sieben anderer Ortschaften außerhalb der Landhege aufwiegen und überdieses die Kosten seines Zuges nach Rothenburg bezahlen.

Rätze und Kaspar — auch er in bauerlicher Tracht — standen an dem Grabe Hans Lautner's, als der Hochzeitstag aus der Egethür des Münsters von St. Jakob herauskam. Die Stadtmusikanten spielten lustige Weisen voran, und der Zug glitzerte und flimmerte von Seide, Damast und Sammt in allen Farben, von buntwallenden Federn und goldenem Schmuck. Aber von echter Fröhlichkeit war in den Mienen der Gäste nicht viel zu spüren, am wenigsten in denen der Braut. Starren Auges schritt sie unter der Brautkrone, im langen Schleier und nachschleifenden weißen Atlasgewande daher. Sie sah aus, als ob sie todt wäre und nichts mehr von dem Allen, was rings um sie vorging, sie berührte. Es war eine erfolglose Seele, ohne Schmerz und ohne Freude. Sie wußte, daß Florian Geyer ermordet worden und daß ihre einstige Freundin als Maitresse zu Ansbach herrschte.

Rätze bemitleidete sie. Kaspar harrete mit einem finstern Gesicht, daß der Hochzeitstag ein Ende nähme. Der Zufall hatte sie zu dessen Zeugen gemacht. Sie kamen von der verfluchten Hofstatt, auf der er das Licht der Welt erblickt hatte. Als der Zug und die Gasser verschwunden waren, schritt er Rätze voraus nach der Würzburger Gasse, wo sie in die Wohnung des Dr. May Eberhard gingen. Dieser war jetzt ein viel beschäftigter Advokat; denn jeder, der während des Aufstands irgend wie durch die Bauern sich geschädigt glaubte, suchte sich nun an ihnen zu erholen. Es regnete Klagen, und die Bauern kamen zu May, damit er sie vertheidige. Auch Kaspar war nach der Stadt gekommen, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Er wollte gegen den Rath auf Ersatz seines vernichteten väterlichen Eigenthums klagen. May Eberhard erkannte ihn trotz seiner bauerlichen Tracht sofort wieder und mit lebhafter Theilnahme erfuhr er, daß seine hübsche Begleiterin dieselbe war, die er einst wegen ihrer Bedrohung der schönen Gabriele hatte vertheidigen wollen. Er redete Kaspar sein Vorhaben aus. Der Rath fuhe auf einem, wenn auch barbarischen Gesetze, wonach nicht nur das Leben, sondern auch Hab und Gut der Hochverräther dem Staate verfallt, Kaspar könne daher nur die Gnade des Rathes anflehen. „Ich und den Rath um Gnade bitten? Nieher leg' ich meinen eigenen Kopf auf den Block!“ rief Kaspar.

„Ihr würdet auch umsonst bitten, da Ihr selbst zu den schwarzen Böden gehört,“ antwortete May. „Ehrenfried Kumpf hat, wie ich höre, den Rath auf das Beweglichste er sucht, ihm die Rückkehr zu den Seinigen zu gestatten, ist aber abschlägig beschiednen worden, trotzdem er nur dem Beschluß des Rathes gemäß gehandelt hat. Ich fürchte, daß er Rothenburg nie wiedersehen wird.“

Die Befürchtung wurde wahr. Ehrenfried Kumpf starb fern von Rothenburg und den Seinigen. Besser erging es Hans Flur, dem die Heilbronner ihr feiges Liebäugeln mit der Revolution aufbürdeten. Er verlagte die Stadtväter bei dem Reichs-Kammergericht und erstritt seine Wiederaufnahme in die Stadt und die Herausgabe seines mit Beschlag belegten Vermögens gegen eine geringe Bön. Am traurigsten war das Schicksal Wendel Hipler's. Während Jörg Mesler aus Ballenberg seit der Schlacht bei Königshofen verschollen blieb, nahm der Bauernkanzler aus seinem Versteck seinen Handel gegen die Grafen Hohenlohe wieder auf, die nun geltend machten, daß sie einem Hochverräther nichts schuldig seien. Um seine Sache nachdrücklich zu betreiben, wagte er sich verkleidet und mit einer falschen Nase auf den Reichstag zu Speier, ward erkannt, niedergeworfen, gefoltert und starb im Gefängniß mit dem bitteren Gefühl, daß alles, was sein kluger, weitblickender Geist zum Wohl des gesammten Vaterlandes eronnen und erstrebt hatte, unrettbar zu scheitern gegangen war.

Letzteres war die Ansicht May Eberhard's nicht, der Kaspar und Rätze rieth, Rothenburg je eher je besser hinter sich zu lassen. Denn so großmüthig sei der Rath nicht, daß er die Vögel wieder fliegen ließe, die ihm von selbst ins Garn gingen. Jedoch bewirthete er das Brautpaar erst, so gut er es als Junggeselle vermochte. Weiter konnte unter den obwaltenden Umständen das kleine Mahl nicht verlaufen. May Eberhard sagte deshalb zu Kaspar, als sie schieden: „So trostlos die Zeit ist, die unzähligen Opfer sind nicht umsonst gebracht. Was wir nicht erreichen konnten, unsere Kinder werden es erreichen.“

„Und meines Dastürhaltens haben die Herren kein' Ursach' nit, sich ihres Sieges zu freuen,“ äußerte Kaspar. „Zu Boden haben sie die armen Leut' freilich geschlagen, aber überwunden haben sie sie nit.“

In der That hatten die Ströme Blutes, welche die Herren vergossen, das Feuer wohl dämpfen, jedoch nicht auslöschten können. Es glomm noch Jahre lang und loderte bald hier bald dort wieder hell auf. Die unzähligen Geächteten — Banditen wurden sie genannt — die sich in die Schweiz, in die Wälder und die zerstörten Burgen geflüchtet hatten, wurden des Schürens nicht müde, während der Feuerchein der brennenden Herrenhöfe und Scheunen, der nächstens bald hier bald dort den Himmel röthete, von dem unverföhnlichen Hasse der Besiegten zeugte. Er war gegenseitig.

Auch zwischen May Eberhard und seinem Vater kam es zu keinem Ausgleich, und er wurde vollends von der patrizischen Gesellschaft Rothenburgs geächtet, als er nach Ablauf des Trauerjahres Else, die Tochter des Hochverräthers, als sein Weib heimführte. Er aber ließ sich dadurch in seiner Gesinnung nicht irren, sondern blieb ein Anwalt der Armen.

Als im Herbst Ohrenbach wieder aus den Trümmern erstanden war, heirathete Kaspar die lang umworbene Rätze. Ihr Bruder Andreas kam von Laubenzell herüber und segnete das Paar ein. Gleichsam als Brautfackel, obgleich es ein zufälliges Zusammentreffen war, loderte in derselben Nacht Haltenbergstetten, die Burg des Junkers Zeisolf von Rosen berg gen Himmel.

Kaspar wurde unter der Anleitung seines klugen Weibes ein tüchtiger Bauer. Es war dem niedergetretenen Volke bei strenger Strafe verboten, von den Ereignissen des Jahres 1525 zu sprechen. Dennoch wurde davon in allen ländlichen Hütten fort und fort geflüstert, und Kaspar Etlichlich ließ sich am wenigsten den Mund verbieten. Wann an den langen Winterabenden die Nachbarn beisammensäßen, und die Spinnräder furrten und schnurrten, dann wurden die Erinnerungen an die Revolution lebendig, dann erzählte Kaspar von Florian Geyer und holte auch wohl das von ihm bei Ingolstadt grettete schwarze Fahmentuch mit der golden aufgehenden Sonne hervor. Und es blieben die Hoffnungen lebendig und sie wuchsen, daß die Sonne der Freiheit eines Tages in Wirklichkeit aufgehen würde über dem geknechteten und entrechteten Volke. —

## „Neu-Karthago“.

Georges Gelpoud's Sozialroman „Neu-Karthago“, mit dessen Veröffentlichung wir am Sonntag beginnen, unterscheidet sich durch die ungeschminte Wahrheitslieblichkeit des Lebens und Treibens in der belgischen Handelsmetropole Antwerpen und die großzügige Auffassung des sozialen Gedankens aufs vortheilhafteste von der Mehrzahl der Hervorbringungen der neuzeitlichen sozialen Erzählliteratur, die sich der Bezeichnung sozial zumeist nur als Köder und Lockreiz für das Sensationsbedürfnis des Lesepublikums bedienen. Sein bemerkenswertestes Unterscheidungszeichen erhält das Werk indessen durch das flammende Temperament und die persönliche Eigenart seines Schöpfers, der die Sache des Proletariats mit dem ganzen ungestümen Drang eines in Liebe und Haß gleich stark empfindenden Herzens vertritt und zu seiner eigenen macht.

Gelpoud, das Haupt und der Führer der aufstrebenden jung-belgischen Dichterschule, ist in allem, was er denkt und schreibt, der berebete und unerlöschende Vorläufer der Enterbten und wirtschaftlich Schwachen. Jedes Wort, jeden Gedanken, dem er Ausdruck giebt, durchglüht und erwärmt das Feuer echter, überzeugungsstarker Menschenliebe und des allerbarmenden Mitleids mit dem Schicksal der Armen und Elenden, die unter der schweren Bürde des Lebens mühselig einherkröchen. Ihnen gilt seine Liebe wie ihren Peinigern und Drängern sein heiligster Zorn, und Liebe und Zorn haben ihm auch sein „Neu-Karthago“ in die Feder diktiert, den gewaltigen Sozialroman, aus dem der gellende Verzweiflungsschrei „der leidenden Menschheit laut und vernehmlich an unser Ohr schlägt.“

Der blämische Schriftsteller, der am 27. Mai 1854 in der Stadt, die den Schauplatz seines Romans bildet, das Licht der Welt erblickte, wäre kein rechter Sohn der heimathlichen Scholle, in der er mit jeder Faser seines Herzens wurzelt, wenn nicht etwas von dem Geiste jener wildtöpigen „kerels“ in ihm lebendig wäre, die sich dereinst das normännische Raubgefindel so wader vom Leibe hielten und die in ihrem unbezwinglichen Freiheitsdrange sich lange dem Joch nicht beugen wollten, das die Feudalhyrannen der alten Zeit ihrem Nacken aufzuzwingen trachteten. Dieser trotzig Geist, der sich gegen jede Freiheitsbeschränkung furchtlos auflehnt, ist der Grundton, der aus Gelpoud's sozialer Symphonie herausklingt. So wird sein Buch eine bittere Anklageschrift gegen das selbstherrliche Gebahren der modernen Tyrannen der Großfinanz und Börse, deren Thun und Treiben dem Autor ein Recht geben, Antwerpen als Neu-Karthago zu kennzeichnen. Just wie in der Handelsmetropole der antiken Welt ist auch in ihrem modernen Abbild die Herrschaft in die Hände einiger durch Reichtum und Abkunft hervorragender Familien übergegangen, deren Willkürregiment alle Wertzeichen krasser Selbstsucht und Habgier zeigt, und die im Sinne und Geist einer despotischen Oligarchie ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit ihre Macht ausüben. Wie dort der Waalsdienst ist hier der Mammonskult das einzige Ideal, das der nüchtern-praktische Sinn dieser geldmächtigen Ginst noch gelten läßt, und wie dort, bietet sich uns auch hier das erbauliche Bild eines genußhungrigen, durch frivolen Uebermuth wie perverse Neigungen gleich ausgezeichneten Plutokratie, die alle Rechte für sich in Anspruch nimmt und alle Pflichten auf die Schultern des in ihren Diensten stehenden Proletariats abzuwälzen sucht.

Antwerpen, die stolze Königin der Schelde, verdankt seine kommerzielle Machtstellung und seinen Reichtum Fluß und Hafen; dann aber auch der Betriebbarkeit einer weitblickenden Kaufmannschaft, die mit kluger Ausnutzung der natürlichen Vortheile der günstigen Lage den Weltverkehr in ihren Hafen zu lenken und dadurch Antwerpen zu einem blämischen Kalifornien zu machen wußte. Einen typischen Vertreter dieser altantwerpener Geschäftleute lernen wir in dem Chef der Firma Daelmans-Debrze u. Co. kennen, dessen marantenen Charakterkopf Gelpoud mit erschütterlicher Liebe gezeichnet hat und der den wirkungsvollen Gegensatz zu den engherzigen Repräsentanten der jungen Generation bildet, die, in Reichtum und Wohlleben aufgewachsen und jeder Arbeit abhold, ihre Zeit zwischen Börse und „standesgemäßen“ Vergnügungen theilt und die das Geschäftsfeld mehr und mehr dem internationalen Spekulantenthum überlassen hat. Dieses letztere und seinen Zummelplatz, die Börse, hat der Autor mit überlegenem Hohn in den prächtigen Börsenszenen gebührend gekennzeichnet, die uns das dichte Gezwänge des Giftbannes Börse und die anrüchige Gesellschaft, die in seinem Schatten ihr unehrlich Spiel treibt, mit klarster Anschaulichkeit vor die Augen stellt. In Mitten zwischen jenem altmodischen Vertreter des Antwerpener Großhandels und diesem neuzeitlichen Spekulantenthum steht eine der Hauptfiguren des Romans, Doborzicz, der Besitzer der großen Kerzenfabrik, die den stimmungsvollen Hintergrund des ersten Theiles von „Neu-Karthago“ abgiebt. Die bis ins kleinste getreue Schilderung der Stearinkerzen-Fabrikation durch die verschiedenen Stadien ihres Verarbeitungsprozesses giebt dem Autor willkommene Gelegenheit, uns den technischen Betrieb eines großen Fabrik-Etablissements und das gefährvolle Sein und Schaffen des modernen Industriearbeiters in einem eindrucksvollen Bilde vorzuführen. Und dieses Bild ist mit den Augen eines echten Dichters gefaßt, der den todtten Dingen Leben einzuhauchen weiß und dessen Darstellung die Maschinen, die gezähnten Bestien gleich dem Arbeiter rachsüchtig aufschauern, wie der ädliche Abflughaben, der seine Anwohner mit Krankheit und Tod bedroht, als Sinnbilder des Klaffengegensatzes erscheinen läßt.

Mit dem Scheiden des Helden des Romans aus der Fabrik, in der er seine Jugendjahre verlebte, und seinem Eintritt in eine der

zahlreichen Korporationen der Hafenarbeiter verändert sich auch der Schauplatz der Ereignisse. Haben wir die verkehrsreichen Quaistraßen und das dichtbevölkerte Hafenquartier bisher nur flüchtig gestreift, so treten wir jetzt mitten hinein in das werththätige Getümmel des Hafens, in dem das Verkehrsleben der Handelsstadt seinen intensivsten Ausdruck findet. Werftarbeiter, Schauerleute, Stauer, Toller, Schiffer und Fischer sind Gelpoud's erklärte Lieblinge, ja, seine Theilnahme für alle, die mit der See in irgend welcher Beziehung stehen, erstreckt sich sogar auf die Antwerpener Spezialität der „Munier“, die berühmte Gilde der Nepper und Hausfischer, die die an Land befindlichen Matrosen verschleppen und um ihr sauer verdientes Geld prellen. Dem Laden und Löschen der Schiffe, der Arbeit auf Speicher und Lagerboden, dem Hin und Her des Expeditionsverkehrs und all der geschäftigen Hantirung und mannigfachen Verkehrsthatigkeit, die das hastende Treiben eines großen Handelshafens belebt, gilt die unermüdlige Aufmerksamkeit des helläugigen Beobachters. An der Hand des kundigen Führers durchwandern wir West und Hafen die Kreuz und Quer, er bahnt uns den Weg durch das Gewir der Kollwagen und Waarenstapel und das Werletagstreiben der schaffenden Arbeiter, er macht uns mit der eigenartigen Organisation der „Nationen“, der Genossenschaften der Antwerpener Hafenarbeiter, wie mit dem Feuerwesen bekannt, wir lehren mit dem von der Fahrt kommenden Matrosen in die Spelunken des Hafenquartiers ein, wo Schlepper und Dirnen den leichtsinnigen Seemann in ihre Netze verstricken, wir weilen in den gemüthlichen Sälen im Kreise der trinkfreudigen „Baes“ und begleiten die Züge der Auswanderer, die für ihre Arme in der Heimath keine Verwendung finden und die ihrärenden Augen auf der Suche nach einer neuen Lebensexistenz in die weite Welt hinausziehen, nach dem Abfahrtsquai der Heberseedampfer.

So reiht sich Bild an Bild und eint sich zu einem grandiosen Gemälde, das in Kolorit und Einzelzügen wohl national gefärbt ist, im großen und ganzen aber ein treues Abbild des vielgestalteten Lebens giebt, wie es sich in jeder Handelsmetropole der Welt abspielt. Und das Gemälde, das uns Gelpoud's „Neu-Karthago“ entrollt, ist in seinen hellen wie dunklen Farbentönen als Ganzes so wahr und echt wie das düstere Schlusstableau, mit dem die sich in gewaltiger Steigerung entwickelnde Romanhandlung ihren Höhepunkt erreicht und dem die im September 1889 erfolgte Dynamitexplosion der Corvillair'schen Patronenfabrik und die dadurch hervorgerufene Feuersbrunst des unweit des Antwerpener Hafens gelegenen Petroleumlagers der Firma Nieth u. Ko. als realer Hintergrund dient.

A. G.

## Kleines Feuilleton.

gk. Die Weste ist jetzt ein unentbehrliches Kleidungsstück geworden, schon wegen der vielen Taschen, die der heutige Mensch benötigt. Sie ist aber keineswegs alt, sondern kam erst, wie Gottenroth in seiner Geschichte der deutschen Volkstrachten ausführlich, gegen Ende des 17. Jahrhunderts in die Garderobe. Eingeführt wurde sie als Haus- oder Arbeitskleid. Sie wurde ganz wie der Rock zugeschnitten, nur etwas enger und kürzer als dieser gemacht, da man sie beim Ausgehen unter dem Rock trug. Als Arbeitskleid mußte sie aus festem Stoff hergestellt sein, Leder wurde bevorzugt; die Ausstattung war recht bescheiden. Sehr bald war die Weste ganz allgemein im Gebrauch, der Reiche trug sie auf der Jagd und auf der Reitbahn, der Soldat im Lager, der Handwerker in der Werkstatt, der Bauer auf dem Felde. Schon um 1700 wurde sie aber kürzer. Die Schoofalten an den Hüften, die sie bisher ebenso wie der Rock hatte, fielen fort; dafür erhielten sie aber Taschen. Jetzt wurde auch der Stoff und die Ausstattung reicher; man besetzte sie mit Stidereien in immer größerer Fülle und nahm Silber- und Goldbrockstoffe. So großen Luxus konnte der Bauer natürlich nicht mitmachen, er konnte nur die neue Form annehmen und mußte sich mit einigen gestickten Blumenmustern begnügen. Bis 1770 war die Weste so kurz geworden, daß sie nur noch den Oberkörper bedeckte und der Schoof einen kurzen Vorstoß bildete. Aber auch dabei blieb es nicht lange; die neue Form war die des französischen „Gilet“, das keine Aermel hatte und im Rücken aus geringerem Futterstoff gefertigt wurde. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war die Aermelweste verdrängt, nur wurde die Rückseite in der Volkstracht noch lange vielfach von demselben Stoff hergestellt wie die Brustseite, und auch die gestickten Blumenmuster erhielten sich an manchen Orten. Solche Westen sind noch heute anzutreffen, bald mit stehendem oder liegendem Kragen, bald mit, bald ohne Brustlappen, die einen mit den Knanten vorn zusammenstoßend, die andern übereinander zu schlagen und mit zwei Knopfreihen ausgestattet. Die Knöpfe sind bei den Bauerwesten besonders wichtige Schmuckstücke. Meist sind sie von Metall, namentlich Silber, ihre Form ist glatt oder kugelig; häufig sind sie dicht aneinander gereiht, an manchen Orten sitzen sie sogar auf einem besonderen Riemen, der nach Belieben auf die eine oder andere Weste geknüpft werden kann. An anderen Orten wird der Dienst der Weste von dem „Bruststück“ oder „Brustflad“ besorgt, der übereinander geschlagen und seitwärts mit Güten, Knöpfen oder Schnüren geschlossen wird. —

**Kunst.**

H. Der Kunstsalon Keller und Meiner ist am Mittwoch Abend mit einer Ausstellung deutscher Künstler eröffnet worden. Die ausgestellten Werke, so gut sie gewählt sind, interessieren zunächst weniger als die Ausstellungsräume, die sich nach einem Umbau während des Sommers dem Publikum in ganz neuer Gestalt zeigen. Zwei neue zusammenhängende Oberlichtsäle sind den bisher vorhandenen Räumen hinzugefügt, so daß jetzt eine stattliche Reihe von Zimmern zur Verfügung steht. Man hat in ihnen den Gedanken zu verwirklichen gesucht, der den modernen Ausstellungen immer zu grunde liegt: in abgeschlossenen intimen Räumen jedes Kunstwerk dem Auge des Beschauers so zu bieten, daß es für sich wie an einem festen Platze im eigenen Zimmer wirkt. Sämtliche Räume tragen daher den Charakter von harmonisch eingerichteten Zimmern; ihre Einrichtung und Ausstattung ist immer von einem einzelnen Künstler ausgeführt. Man hat für diese Aufgaben ausgezeichnete Kräfte heranzuziehen gewußt, den berühmtesten dekorativen Künstler des Auslandes Henry van de Velde aus Brüssel, den Münchener Niemerschmid und die Berliner Ernst Schülke = Raumburg, der erst vor kurzem von München nach Berlin übersiedelte, Marie Kirchner und die Architekten Drehler und Hanel. Der Bau und die Ausstattung der Oberlichtsäle rühren von dem Architekten A. Meißel her. Diese letzteren sind in ihrer Anordnung ausgezeichnet, eine Fülle von Licht dringt auch in die letzte Ecke des Saales, und in ihrer Ausstattung zeigen sie die vornehme Einfachheit, die der Erbauer auch bei anderen Gelegenheiten so wirksam zur Geltung gebracht hat. Eins fällt freilich auf: warum mag wohl ein Holzriegel, der etwa in Meterhöhe am Fußboden entlang läuft, dunkel „marmorirt“ sein? Die Täuschung gelingt doch nur für den ersten Blick. Unter den kleinen Zimmern fallen die von Niemerschmid und Marie Kirchner besonders angenehm auf. Das letztere, ein Erholungszimmer, erinnert in seinen freundlichen Farben, mit den Blumenstückerien auf goldgelbem Grunde, sehr an ihr kleines Zimmer, das auf der Ausstellung der Künstlerinnen einen berechtigten Erfolg hatte. Niemerschmid hat ganz leichte Töne gewählt, lichtblau gestrichene Holzeinfassungen, die ausgiebig verwendet sind und die bei ihm gewohnt, zart wirkende Linienführung zeigen, und gelbgrüne Tapeten. Zum ersten Male sehen wir in Berlin in den vorderen Räumen große kunstgewerbliche Arbeiten von van de Velde, mächtige Thüreinfassungen, einen prächtigen Fries, der an der Decke hinläuft und große Schränke. Van de Velde ist unter den Modernen der Künstler, der die „Logik“ im Kunstgewerbe am entschiedensten betont. Die streng rationelle Durchführung des konstruktiven Gedankens ist ihm das oberste Prinzip. Alles was ornamental zu dem für die Brauchbarkeit absolut Nötigen hinzukommt, darf nur durch strenge logische Ableitung aus der konstruktiven Idee gewonnen werden. Diesen Grundsätzen entsprechend sind seine Arbeiten entworfen. Dabei zeigen sie aber in den Ornamenten einen außerordentlichen Reichtum der Erfindung und Energie der Linienführung; eine neue Formensprache hat er den heute schaffenden Künstlern erschlossen, und in steigendem Maße wird sein Einfluß bemerkbar, auch bei den Arbeiten an diesen Ausstellungsräumen. Alles in allem ist der neue Salon eine hervorragende Leistung modernen kunstgewerblichen Schaffens geworden. Wie sehr er schon jetzt Zugkraft auszuüben vermöchte, beweist die Thatsache, daß die Berliner „Elf“, die sonst bei Schulte ausstellten, bereits zu ihm übergegangen sind. —

**Aus dem Thierleben.**

— Von den westholsteinischen Austerbänken. Der „Magdeburger Zeitung“ wird geschrieben: Von den ausgefleckten französischen Austern in unserem Battenmeer ist nicht eine einzige lebende wiedergefunden. Man fand nur die leeren Schalen. Es sollen jetzt Versuche mit Nordsee-Austern gemacht werden. Wie die französischen, will man auch diese an den Austerbänken austrennen. Man hofft, dadurch die im Rückgang befindlichen Bänke aufzufrischen. Für das Gelingen dieses Versuches besteht eine größere Wahrscheinlichkeit als für den Versuch mit französischen Austern. Man nimmt an, daß die französischen Austern die Temperatur des Wassers nicht haben vertragen können, ein Uebelstand, der bei den Nordsee-Austern nicht ins Gewicht fällt. Sollte auch dieser Versuch nicht gelingen, dann muß angenommen werden, daß in unserem Battenmeer die Lebensbedingungen für die Auster im Laufe der Zeit verloren gegangen sind. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

ss. Eine aussterbende Nutzpflanze ist die Artemisia cina, aus deren Blütenköpfchen das bekannte Santonin (Bummsamen) gewonnen wird. Dieses zu den Nördchenblütlern gehörige Gewächs, zu dessen Gattung übrigens auch der Absinth gehört, sowie der in Deutschland überaus häufige Beifuß, war früher an verschiedenen Orten in Asien und Afrika nicht selten zu finden, während die Pflanze jetzt nur in einem Gebiete Asiens so häufig ist, daß ein lohnender Gebrauch davon gemacht werden kann. In dem russischen Turkestan in den Bezirken von Tschimkent und Aulie-ata bedeckt die Artemisia eine Fläche von 500 000 Hektar zu beiden Ufern des Flusses Syr. Die kirgisischen Nomaden sammeln sie, indem

sie die Blütenköpfchen einfach mit der Hand abpflücken, dann werden dieselben zum Preise von 5 bis 6 Kopfen (15 bis 20 Pf.) für je 18 Kilogramm an durchziehende Tartarenhändler verkauft. Diese verhandeln sie in der Stadt Tschimkent für etwa den fünffachen Preis. Man kann sich eine Vorstellung von dem Umfang dieses Handels machen, wenn man erfährt, daß jährlich etwa 2 340 000 Kilogramm Artemisiablütchen geerntet und verkauft werden. Zum Theil werden dieselben im Rohzustande weiter verschickt, jetzt aber hat ein russischer Industrieller in Tschimkent eine Fabrik zur Gewinnung des Santonin gegründet. Es müssen jetzt jedoch Maßregeln zur Schonung der Pflanze ergriffen werden, da dieselbe bereits merklich seltener geworden ist und ohne Schutz der Ausrottung verfallen würde. —

**Technisches.**

— 3 Millionen Kilogramm Sand hebt stündlich ein auf der Simon'schen Werft in Neufrew erbauter Saug-Bagger, so daß also zur Fortschaffung des von ihm stündlich geförderteten Sandes nicht weniger als sechs Eisenbahnzüge, jeder zu 50 Wagen, erforderlich wären. Dieser Niesenbagger hat eine Länge von 65 Metern und eine Breite von 11 Metern; er ist mit zwei von einander unabhängigen Zentrifugal-Pumpen ausgestattet, welche mittels eines Gelenktropfes bis auf eine Tiefe von 12 Metern zu wirken imstande sind. Der Bagger wird mit einer Geschwindigkeit von 9 1/2 Metern durch zwei Schrauben fortbewegt, welche ihrerseits von zwei Maschinen getrieben werden, deren Gesamtleistung 1250 Pferdekraft ausmacht. —

**Humoristisches.**

— Auf dem Wege. A.: „Marand Josef, was is da passiert?! An Pumperer hat's than...“  
B.: „No, was wird's g'wesen sein? Mein HüatI ham's grad auffi g'feuert!“  
A.: „So — o — o? Wie kam dem a rausgeworfnes HüatI an solchen Spektakel machen?“  
B.: „Dimme Frageret übereinander! Aufg'habt hab' i's!“ —

— Enttäuschung. A.: „Also fünftausend hat sie! Mark oder Gulden?“  
B.: „Anschickarten!“ —

— Fleißig. Frau: „Ihre Tochter, die junge Braut, ist wohl sehr wirtschaftlich?“  
Mutter (stolz): „Das will ich meinen, die hat nicht einmal beim Verlobungsstuh das Kartoffelschälchen unterbrochen!“ —

(„Meggend. hum. Bl.“)

**Vermischtes vom Tage.**

— Zur Beding des Simmes für Blumenpflege waren im Frühjahr in Harburger Mädchenschulen 550 Topfpflanzen vertheilt worden. Die Resultate sind jetzt ausgestellt: 406 Pflanzen wurden von den Kindern angebracht; 228 von diesen waren zur Prämierung vorge schlagen worden, und 150 wurden wirklich prämiert. —

— Bei Habelbach (Schlesien) erhängte sich ein Kleingärtner in der Nähe seiner Arbeitsstätte. Als die Frau, die ihm Essen bringen wollte, seinen Leichnam an einer Fichte hängend fand, griff auch sie zum Strick und hängte sich an der daneben stehenden Fichte auf. —

— Das Burgtheater in Wien hatte für die Monate Juni und September die Eintrittspreise ermäßigt. Die günstigen Erfahrungen haben zu dem Beschluß geführt, diese herabgesetzten Preise für die ganze Dauer der Saison beizubehalten. Nur für Premieren, hervorragende Gastspiele etc. wurden etwas höhere Preisanträge bestimmt. —

— In einem Keller der großen Pariser Markthallen sind zwölf bis fünfzehn „Cabocheurs“ ausschließlich damit beschäftigt, die abgelösten Hammelköpfe zu zer schlagen, um das Gehirn und die Junge herauszunehmen. Bei dieser Arbeit entwickelt sich ein so fürchterlicher Blutgeruch, daß selbst die abgehärtetsten Arbeiter der Hallen es in dem Raume nicht auszuhalten vermögen. Die Arbeit dauert von Mitternacht bis morgens 7 Uhr. —

— Bei Dover war während des in diesen Tagen in Süd-England wehenden Nordost der Himmel so klar, daß man mit bloßem Auge auf 20—30 englische Meilen Entfernung einzelne Gegenstände an der französischen Küste erkennen konnte, so z. B. die Kathedrale von Boulogne. Von Calais aus sah man Schloß Dover. —

— Die amerikanische Yacht „Eclipse“, die auf dem Hudson fährt, hat eine Geschwindigkeit von 37,80 Knoten erreicht, ist damit also das bisher schnellste Schiff. Sie ist 24 Meter lang, hat eine Vierfachexpansionsmaschine und besteht aus Kieholz und Stahl. —

c. o. Auf der Insel Sachalin können die begnadigten Sträflinge wegen der geringen Nachfrage nach Arbeit in letzter Zeit den zum Lebensunterhalt nöthigen Verdienst nicht mehr finden. 1418 Ansiedler wurden daher während des letzten Jahres beurlaubt, um auf dem Festland Sibirien Arbeit zu suchen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 2. Oktober.